Pause vom Krieg



Claudia Peppmüller (rechts im Bild) arbeitet seit 30 Jahren für die Hilfsorganisation Friedensdorf International

Im Friedensdorf Oberhausen werden Kinder aus Krisengebieten medizinisch versorgt

TEXT —— **KRISTIN KASTEN**
FOTOS —— **SASCHA MONTAG**



Maryam, 11, erlitt in ihrer Heimat Afghanistan schwere Verätzungen an der Speiseröhre. Nach vielen Operationen lernt sie nun wieder, feste Nahrung zu essen

Maryam sitzt am Tisch, isst vorsichtig und langsam. Löffel für Löffel führt sie Kartoffelbrei und Gemüse zum Mund. Maryam muss wieder lernen, normal zu essen. Nur die schmale Narbe, die am Halsausschnitt ihres grauen Pullovers hervorblitzt, verrät etwas von dem, was hinter ihr liegt. „Maryam kam im vergangenen Herbst aus der afghanischen Provinz Kapisa mit einer schweren Verätzung der Speiseröhre zu uns“, erzählt Claudia Peppmüller, die seit rund 30 Jahren im Friedensdorf International in Oberhausen arbeitet. Lange konnte das Mädchen nicht schlucken, musste künstlich ernährt werden. „Solche Verätzungen entstehen, wenn Kinder Flüssigkeiten wie Laugen in unbeschrifteten Flaschen mit Getränken verwechseln oder Seifenstücke essen, die wie Bonbons aussehen“, erklärt Peppmüller.

Nach einer komplizierten Operation, bei der der Magen zu einer schmalen Ersatz-Speiseröhre umgeformt und hochgezogen wurde, kann Maryam inzwischen wieder essen. Während andere Kinder nach den Mahlzeiten nach draußen laufen, hilft Maryam beim Abräumen, schiebt Stühle zurecht, trägt den Wassereimer durch den Speisesaal und wischt den Boden. In Afghanistan war Maryam nach der Verletzung fast ständig an der Seite ihrer Mutter. Aus Sorge, sie könnte etwas verschlucken und ersticken, ließ die Mutter sie kaum aus den Augen.

Maryam ist eines von rund 130 Kindern, die derzeit im Friedensdorf ein Zuhause auf Zeit gefunden haben. Seit 60 Jahren bringt die Organisation schwer kranke und verletzte Kinder aus Krisen- und Kriegsregionen nach Deutschland. Sie erhalten medizinische Hilfe, die in ihren Heimatländern nicht möglich wäre. Die Kinder kommen mit Kriegs- und Unfallverletzungen, Knochenentzündungen, Verbrennungen, Fehlbildungen oder Tumoren nach Oberhausen und werden in Kliniken und Krankenhäusern im gesamten Bundesgebiet operiert. Bis sie in ihre Heimat zurückkehren können, verbringen sie oft viele Monate, manchmal sogar Jahre hier, fernab ihrer Familien. Eigentlich sollte das Friedensdorf nur eine vorübergehende Einrichtung sein. Auslöser war der Sechstagekrieg zwischen Israel und den arabischen Staaten 1967. „Doch kurze Zeit später brach der Vietnamkrieg aus.“ Bürger aus Oberhausen, Freiwillige und sogar An- ›

EL26_08_070_071_DP 70-71
13.07.2026 15:45:55

gehörige der britischen Rheinarmee bauten das Friedensdorf immer weiter aus. Seit Beginn finanziert sich die Organisation fast ausschließlich aus Spenden. Aus den Erfahrungen der ersten Jahre entstand ein Grundsatz, der bis heute gilt: Jedes Kind kehrt nach der Behandlung in seine Heimat zurück. Bei den ersten vietnamesischen Kindern funktionierte das nicht immer. Manche blieben dauerhaft in Deutschland und fühlten sich später weder hier noch in Vietnam wirklich zu Hause. „Deshalb halten wir an der Rückkehr fest“, sagt Peppmüller.

Das Friedensdorf bringt Kinder nur dann nach Deutschland, wenn eine Rückkehr gesichert ist. Wo immer möglich, finanziert der Verein Operationen und medizinische Hilfe direkt vor Ort, denn die beste Lösung sei oft die, bei der ein krankes Kind seine Eltern gar nicht erst verlassen müsse. Peppmüller erreicht den großen Hof, um den herum zahlreiche Gebäude stehen. Drei Jungs auf bunten Kinderrädern kommen auf die zierliche Frau zugeradelt. „Claudi, Claudi“, rufen sie. Einer steigt ab und umarmt sie. „Osman, mein Schatz“, sagt Peppmüller und drückt ihm einen Kuss auf den Helm. „Die Fahrräder sind neu“, sagt der zehnjährige Osman. „Guck mal, wie schnell ich fahren kann.“ Was auffällt: Alle Kinder sprechen Deutsch. „Wir sprechen die Sprache konsequent“, sagt Peppmüller.

Rückkehr ins Heimatland

Osman kam mit einer angeborenen Fehlbildung der Harnwege und nur einer eingeschränkt funktionierenden Niere nach Deutschland. Eine lange medizinische Reise folgte: Nach eigener Zählung hat Osman inzwischen fast 20 Operationen hinter sich. Er erzählt davon mit einer Nüchternheit, die überrascht. Als wäre es selbstverständlich, berichtet er von Kathetern, Operationen und Krankenhausaufenthalten. „Das hat nicht so gut funktioniert“, sagt er über einen Eingriff. „Dann haben sie etwas anderes ausprobiert.“

Verbitterung schwingt dabei nicht mit. Stattdessen erklärt er sachlich, dass nun noch eine weitere Operation ansteht. Aus seinem Zimmer holt Osman einen blauen Hefter. Zwischen Klarsichthüllen stecken kopierte Fotos. „Das ist mein Papa“, sagt er, dann zeigt er auf seine Mutter, auf eine verheiratete Schwester, auf Brüder und Schwestern. Osman lebt seit drei Jahren in Oberhausen. Er sehnt den Moment herbei, in dem er den blauen Hefter nicht mehr braucht, weil ihn die Menschen auf den Fotos endlich wieder in den Arm nehmen können.

Auf dem Hof umringen derweil ein paar Mädchen Claudia Peppmüller. „Warum dürfen wir nicht mit unseren Eltern telefonieren?“, fragt eines der Mädchen. „Weil gar nicht alle Familien ein Telefon haben und die Kinder, die nicht telefonieren können, dann traurig sind“, antwortet Peppmüller. Telefonate verstärken das Heimweh, erklärt sie später. Manche Eltern machten ihren Kindern aus Verzweiflung Hoffnungen auf eine baldige Rückkehr, andere könnten medizinische Eingriffe aus der Ferne kaum einordnen. Deshalb läuft der Kontakt über die Partnerorganisationen vor Ort, die die Familien regelmäßig über den Gesundheitszustand informieren.

Nur wenn wichtige medizinische Entscheidungen anstehen, werden die Eltern einbezogen. „Bei gravierenden Eingriffen wie einer möglichen Amputation oder grundlegenden Änderungen der Behandlung sprechen wir immer mit ihnen“, sagt Peppmüller. Stirbt trotz aller Bemühungen der Ärztinnen und Ärzte ein Kind, wird es in seine Heimat zurückgebracht. Der Andrang auf die Plätze im Friedensdorf ist groß. „Zu einer Sichtung in Kabul kommen schon mal 2000 Familien in einer Woche“, ›

Oftmals dauern die Therapien der Kinder mehrere Monate





Mittagessen im Friedensdorf. Viele Kinder, die hier leben, waren es gewohnt, Hunger zu haben





Osman, 10, aus Syrien kam mit einer Fehlbildung der Harnwege auf die Welt. Auch seine Nieren arbeiten nicht richtig



Osman hat seine Familie seit drei Jahren nicht gesehen. Hat er Heimweh, schaut er Fotos an

EL26_08_072_073_DP 72-73

13.07.2026 15:46:09

Mit Krücken auf den Spielplatz? Klar geht das



Abends im Friedensdorf. Erst noch eine Runde Kicker spielen oder auf dem Spielplatz toben und später einen Superheldenfilm schauen





Rasmanullah, 5 (unten), aus Afghanistan erlitt als Kleinkind schwere Verbrennungen an Füßen und Beinen. Das vernarbte Gewebe führte zu Fehlstellungen in Füßen und Beinen, die nun in einer OP korrigiert werden sollen



Fotos: Kathrin Harms; Rainer Kwiotek

sagt Claudia Peppmüller. Viele nehmen weite Strecken und hohe Kosten für die Anreise in Kauf. Anstrengende Tage seien das, körperlich und emotional. „Vor allem dann, wenn die Erkrankung so weit fortgeschritten ist, dass wir nicht mehr helfen können“, sagt Peppmüller und blickt über den nun fast leeren Hof.

Allein in einem fremden Land

Aus der Kantine dringt Stimmengewirr. In langen Reihen sitzen die Kinder an den Tischen, manche im Rollstuhl, andere mit bandagierten Armen oder Beinen, wieder andere mit sichtbaren Narben im Gesicht. Aus der Küche kommt Küchenleiter Sandro Somigli, 64, und schiebt einen Wagen mit großen Kummen voller Couscous-Salat in den Speisesaal. „Schokolade hat hier den Wert von Gold“, sagt Somigli.

Gerade neu angekommene Kinder versteckten Nutella, Süßigkeiten oder Brot in ihren Zimmern. „Dahinter stecke keine Gier, sondern die Erinnerung an den Hunger, den viele seit ihrer Geburt kennen“, sagt er. Manche Kinder kämen so mangelernährt an, dass sie zunächst langsam ans regelmäßige Essen gewöhnt werden müssten. „Frieden“, rufen die Kinder im Chor, bevor das Mittagessen beginnt. Eine halbe Stunde später stürmen sie wieder hinaus auf den Hof. Einige jagen einem Fußball hinterher, andere sausen mit Rollern über das Gelände. Auf einer Bank am Rand des Bolzplatzes sitzt Andreas Sauerlund und beobachtet das Treiben. Seit drei Jahren arbeitet der 56-Jährige als Betreuer im Friedensdorf. Wenn neue Kinder ankommen, seien die ersten Tage oft schwer. Manche riefen nach ihrer Mutter, andere verstünden weder die Sprache noch, warum sie plötzlich in einem fremden Land seien. „Dann nehmen wir sie in den Arm und trösten sie“, erzählt Sauerlund. „Wir können den Schmerz nicht wegnehmen, aber versuchen, eine Art Familienersatz zu sein.“ Er staune immer wieder, wie schnell die Kinder dennoch Anschluss fänden. Ihre Widerstandskraft und Resilienz seien unglaublich.

Am Abend kehrt im Friedensdorf langsam Ruhe ein. Aus einem Gemeinschaftsraum flimmert ein Superheldenfilm über den Fernseher. „Es ist Duschtag“, sagt Betreuer Sauerlund. „Wer gerade nicht duscht, darf fernsehen.“ Vor dem Bildschirm sitzt auch Rasmanullah, 5, der am nächsten Morgen im hauseigenen Operationssaal operiert wird. Simone Zeh, 56, Fachkraft für Intensiv- und Anästhesiemedizin, holt ihn am nächsten Morgen früh ab und bringt ihn in den OP-Bereich. Rasmanullah erlitt als Kleinkind schwere Verbrennungen an den Füßen und Beinen. „In Afghanistan nutzen die Menschen Erdöfen“, erklärt Zeh. „Die kleinen Stöpsel fallen einfach hinein.“ Die Verbrennungen seien oft so schwerwiegend, dass Zehen abgenommen werden müssen.

Bei Rasmanullah zog das vernarbte Gewebe seine Füße über Jahre immer weiter in Fehlstellungen. Zunächst wurde das eine Bein in einer OP korrigiert, nun ist das andere an der Reihe. Für die Operationen im Friedensdorf reisen ehrenamtlich tätige Anästhesisten und Chirurgen an, viele von ihnen längst im Ruhestand, andere operieren die Kinder in ihrer Freizeit. Simone Zeh lässt Rasmanullah erst einmal fernsehen, legt die Zugänge und bereitet ihn vor. „Wir sind hier kein Krankenhaus“, sagt sie. „Wir haben Zeit.“ Das Ziel sei, dass die Kinder keine Angst vor dem Ort entwickeln, an dem ihnen geholfen wird. Denn viele von ihnen müssen den Operationssaal nicht nur einmal betreten.

Als Maryam vor einem halben Jahr nach Oberhausen kam, war sie ein stilles Mädchen. „Dass sie trotz ihrer schweren Erkrankung nicht völlig ausgezehrt war, verdankte sie der beharrlichen Fürsorge ihrer Mutter“, sagt Claudia Peppmüller. Tag für Tag kochte die Mutter Suppe, zog sie mit einer Spritze auf und gab sie ihrer Tochter über einen Zugang direkt in den Magen. Als Maryam nach Deutschland aufbrach, füllte die Mutter Suppe in einen Henkelbehälter. Im Friedensdorf erinnern sich die Betreuer bis heute daran, dass das Mädchen den „Henkelmann wie ein Bergarbeiter“ trug und nicht aus der Hand gab. Heute steht er in einem Schrank. Wenn Maryam im November zurückfliegt, will sie ihn wieder mitnehmen. Brauchen wird sie ihn dann nicht mehr.



KRISTIN KASTEN und **SASCHA MONTAG** erlebten einen Ort, an dem trotz Krankheit und Heimweh erstaunlich viel gelacht wird

EL26_08_074_075_DP 74-75

13.07.2026 15:46:21